ARNO RUOFF

Sprachvarietäten in Süddeutschland

Abstract

Nach dialektologischer Theorie verwischen sich die örtlichen und regionalen Unterschiede zwischen den Mundarten immer mehr, wofür eine lange Reihe plausibler Begründungen genannt wird, und heimatfromme Städter beklagen den bevorstehenden Mundarttod.

Die Sprachwirklichkeit entspricht diesem Bilde nicht. Die irrtümlichen Erwartungen der Mundartentwicklung sind zum einen darin begründet, daß immer mehr Menschen auf dem Land mehrere Sprachvarietäten beherrschen, die sie je nach Situation benützen, in der Stadt also eine städtische, und zum anderen darin, daß immer weniger Dialektologen auf die Dörfer gehen, um dort die Selbstverständlichkeit des Mundartgebrauchs zu erleben.

Die Regularitäten des Sprachgebrauchs in Süddeutschland unterscheiden sich prinzipiell von denen in Nord- und Mitteldeutschland. Außer den örtlichen Grundmundarten finden wir mundartliche Regionalsprachen, landschaftliche Umgangssprachen und auch noch mundartlich gefärbte Standardsprachen. Diese Sprachvarietäten besetzen im Süden andere „Domänen“, die Grundmundarten sind im Ganzen gesehen verbreiteter.

Es gab oft Dialektumfragen nach der Art: „Sprechen sie Dialekt? Ja/Nein/Etwas/Weiß nicht“. Ihnen kommt kein hoher Erkenntniswert zu, wenn nicht erklärt wird, was mit Dialekt gemeint sei, und wenn nicht nach der Situation gefragt wird, in der der Dialekt gesprochen werde. Eine Allensbacher Umfrage aus dem Jahr 1980 hat diese Mängel behoben; aus ihr geht hervor, daß in Bayern Dreiviertel der Menschen im privaten Umgang Dialekt verwenden, bei der Arbeit noch fast die Hälfte, während in Norddeutschland bei Familie und Freundschaft etwa die Hälfte der Befragten Dialekt sprechen, bei der Arbeit nur noch ein Drittel. Während die Werte für das Schwäbische etwas geringer sind als für das Bayerische, zeigt sich im oberrheinischen Alemannisch ein noch stärkerer Dialektgebrauch als in Bayern.

Johannes Matthias Firmenich hat 1842 seine Sammlung von „Germaniens Völkerstimmen“ herausgegeben, in der er alle deutschen Mundarten, aus literarischen Quellen, aber auch von einzelnen Forschern dem Munde des Volkes abgelauscht, vorstellt. Diese Sammlung, sagt er in der Vorrede, „*durfte ... umso weniger verzögert werden, als es dem Beobachter nicht entgehen kann, daß die Mundarten durch Schule, Kanzel, Militärdienst und andere Einwirkungen fast mit jedem Tage von ihren Eigenthümlich-*

keiten einbüßen und ... einer ... Zusammenschmelzung in die hochdeutsche oder Schrift-Sprache, wenn auch in einigen Gegenden mehr, in anderen weniger, unvermeidlich im Laufe der Zeit entgegengehen." Es war, sagt Firmenich, „die höchste, höchste Zeit, um die deutschen Mundarten noch einigermaßen in vollkommener Reinheit und Unvermischtheit ... sammeln zu können. Bei einigen Mundarten, die bereits aus dem Munde des jüngeren Geschlechtes verschwunden waren, mußte 30 bis 40 Jahre hinaufgegangen werden, und glücklicherweise fanden sich noch alte ehrwürdige Greise, welche diese Mundarten ... mittheilen konnten."

Firmenichs alte ehrwürdige Greise leben nicht mehr, aber ihre Sprache lebt noch: Nach einhundertfünfzig Jahren sprechen jedenfalls die süddeutschen Greise heute noch genau so. Aber das unabänderliche baldige Absterben der Mundarten ist ein „Leidmotiv“ der Dialektologie seit ihrem Beginn, und Firmenich darf als der Vater des Gedankens gelten, der inzwischen von Generationen theoretischer Dialektologen sehr oft wiederholt wurde, aber immer noch nicht richtig geworden ist. Es stimmt zwar, daß die Jungen nicht so sprechen wie die Alten, falsch ist nur das „nicht mehr“, denn wenn die Jungen alt sind, dann reden sie wie die Alten. Jeder Mensch ändert im Laufe des Lebens sein Sprachgebaren, aber dieser individuelle Sprachwandel darf nicht als allgemeiner Sprachwandel mißverstanden werden. (Ausführlicher in Ruoff 1973, S. 47-57.)

Städter konstatieren, daß die Mundarten sich auflösen, weil sie die Leute vom Lande umgangssprachlich reden hören, und auch Dialektologen sind in der Regel Städter. Fast jeder Süddeutsche freilich ist in der Lage (und die Jungen noch mehr als die Alten), in wenigstens zweien der genannten Sprachvarietäten (Mundart, Regionalsprache, Umgangssprache, Standardsprache) zu reden und je nach Gesprächspartner, -situation, -domäne (zumeist unbewußt) vom einen zum anderen Sprachregister umzuschalten. Die Anpassung an die städtische Sprache ist oft genug beobachtet und beschrieben worden, seltener dagegen der durch die soziale Kontrolle der Dorfmitglieder ausgeübte und gern befolgte Zwang, im Dorf wieder sich der örtlichen Mundart bedienen zu müssen. Die örtlichen Grundmundarten werden deshalb etwas seltener gesprochen als früher, weil Jedes heute zunehmend häufiger in Situationen spricht, die nicht in der Mundart bestritten werden können, aber sie leben kräftig, und ihr Wandel hat seine eigenen Tendenzen und geht durchaus nicht in die Richtung der Standardsprache.

Die Sprachregister hat man „Sprachschichten“ genannt oder (richtiger) „Sprachkreise“ (Engel 1962), weil sie durch die unterschiedlich großen Geltungsbereiche ihrer Formen definiert sind, während „Schicht“

den unglücklichen falschen Zusammenhang mit Sozialschichten suggeriert (von Anfang der Dialektologie an mit der Benennung als Bauern-, Bürger-, Gebildetensprache). Andererseits ist das Schichtenmodell anschaulicher. Vor allem stellt es dar, daß das fiktive „Kontinuum“ des Fundus der insgesamt vorhandenen sprachlichen Formen sich zu einigen diskreten Systemoiden verfestigt, eben zu den unterschiedlichen Sprachregistern, in denen Laute, Formen, Satzbau in enger Symbiose leben. Das bedeutet nun natürlich nicht, daß alle sprachlichen Zeichen von Register zu Register verändert sind, aber es bedeutet, daß die jedem Register eigenen Zeichen nicht willkürlich durch beliebige andere aus anderen Registern ersetzt werden können.

Man hört gelegentlich: „Frauenmundart ist anders“. Für den phonetischen Bereich kann das nur bedeuten, daß bei Frauen die Domänen des Mundartgebrauchs andere sind. Wenn Frauen aber in Grundmundart sprechen, dann ist diese identisch mit derjenigen der Männer, diejenige der Alten identisch mit der der Jungen, die der Unterschicht mit der der Mittelschicht – jedenfalls im lautlichen Bereich! Unterschiede der Wortwahl, vollends syntaktische und stilistische Varianten sind kaum spürbar, obschon oft stark vorhanden. Die Wahl der einzelnen Formen unterliegt vielfältigen Bedingungen. In Landschaften mit nur wenigen Lautgrenzen zeigen sich oft massive lexikalische und besonders syntaktische Grenzen, so etwa zwischen dem Alemannischen des Bodenseegebiets und den vorarlbergischen Mundarten. Und die Frauen, die in der Phonetik nicht von der Männersprache abweichen, tun das drastisch in syntaktischen Bezügen: sie bilden kürzere Sätze, brauchen also mehr Satzkonjunktionen, verwenden aber weniger unterordnende Konjunktionen; sie verwenden nur halb so viele Präpositionen wie die Männer, aber häufiger verschiedene; bei ihnen ist der Konjunktiv üblicher als bei den Männern; sie sprechen weniger von sich als von „man“; sie haben ein anderes Arsenal von Einschränkungsforneln; sie geben nur ein viertel Mal so oft wie die Männer besonderen Ereignissen des Lebens eine genaue Datierung.

Andere soziologische Variablen prägen den Gebrauch von Syntax und Stil ebenso; in der Regel bestimmt nicht die eine oder andere von ihnen die Wahl der Form, vielmehr ist es ein ganzes Geflecht von Determinanten, das unser Sprechen bestimmt.

Sprachveränderungen gehen in allen Bereichen vor sich. Phonetisch-phonologische vollziehen sich in den einzelnen Landschaften aus unterschiedlichen Anlässen in unterschiedlicher Intensität. Man sagt den großen Städten nach, daß ihre Umgangssprache ausstrahle und die umgebenden Mundarten verändere. Das gilt in Süddeutschland aber nur für die allernächste Nachbarschaft, für eingemeindete Orte oder solche des

Busnahverkehrs. Eine andere Funktion aber kommt den Großstädten zu, nämlich: das Selbstbewußtsein ihres sprachlichen Großraums zu stärken, und damit deren Mundarten zu stabilisieren. München stützt das Mittelbairische, Stuttgart das Schwäbische, Mannheim stärkt den fränkischen Badenern den Rücken, Freiburg den alemannischen. Nürnberg gebiert und nährt ein nordbairisches Fränkisch. In Württemberg haben die Franken keine Hilfe: Heilbronn und Schwäbisch Hall sind längst zur schwäbischen Mundart übergegangen, aber trotzdem ist das fränkische Hohenlohische um Schwäbisch Hall des beharrsamste württembergische Dialektgebiet!

Die Mundarten Süddeutschlands haben unterschiedliche Gebrauchsreiche. Schule, Kirche, Öffentlichkeit, Medien, Wissenschaft, Bühne gelten als Domänen der Standardsprache. Aber in Bayern ist in den Medien ein bairischer Anklang erlaubt bis erwünscht, in der Schule läßlich, bei Behörden selbstverständlich. Das gilt für Baden-Württemberg nicht: Im Freiburger Regierungspräsidium ist das Türschild „Do kannscht au alemannisch schwätza“ gut gemeint, aber kaum befolgt. In Stuttgart empfände man ein solches Schild als Brückierung: Als ob man nicht auch Hochdeutsch könnte! In Bayern stünde man einer derartigen Aufforderung völlig verständnislos gegenüber: Ja, wie denn sonst? Es wäre, als hinge an einem Restaurant eine Tafel: „Hier können Sie auch mit Messer und Gabel essen!“

Die süddeutschen Regionalsprachen zeigen unterschiedlich starke Anpassungstendenzen an ihr Zentrum, so die mittelschwäbische an die Stuttgarter Stadtsprache, die mittelbairische an die Sprache Münchens. In Baden-Württemberg herrscht aber eine völlige Toleranz der Mundarträume untereinander, während sich in Bayern ein bedeutendes Prestigegefälle zwischen den einzelnen Sprachräumen zeigt: Das Nordbairische gilt dem Mittelbairern als Krankheit. Ein Münchner in der Oberpfalz behält selbstverständlich seine mittelbairische Umgangssprache bei, ein Oberpfälzer in München bemüht sich so schnell wie möglich um diese.

Bei der Arbeit sprechen die Hälfte der Befragten in Süddeutschland Mundart. Auf eine Eigentümlichkeit ist dabei hinzuweisen, die vielleicht verbreitetere Entsprechungen hat: Bei der Firma Daimler in Sindelfingen hat sich aus den nächst benachbarten Ortsmundarten eine Koinä herausgebildet, welche die ganze Belegschaft während der Arbeit spricht. Erstaunlich daran ist zum einen, daß minimale Differenzen zwischen eigener Mundart und dieser Arbeitssprache aufgegeben werden, obwohl sie die Verständigung nicht erschweren würden, und zum anderen, daß diese Werkssprache sich nicht an dem benachbarten Stuttgart orientiert, daß

vielmehr auch die Arbeiter des Stuttgarter Raums im Betrieb sich ihrer bedienen.

Neben den Mundarten her leben immer verbreiteter *Paramundarten*, Kunstsprachen, die durch ihre Mundartähnlichkeit Lokalkolorit suggerieren wollen. Ihr Charakteristikum ist ihr ausschließlich schriftlicher Gebrauch. Als Mittel der Anbiederung sind diese Mundarten beliebt in der Werbung: Die Kreissparkasse Tübingen ist „alleweil do für d' Leit“, das Restaurant „s'Urige“ inseriert „Schengaschatza“ und „Schbafergel“, an denen auch ein Schwabe eine Weile herumräteln muß. Die Medien haben die Mundarten entdeckt, so kommt die Tagungsstadt Mannheim zu ihrer neuen Hymne: „Mai Männem!“

„*Zeugnis für die völlige Kritiklosigkeit in Kenntnis und Behandlung der Mundart ist die bei uns neuerdings wieder furchtbar ins Kraut geschossene Dialektdichterei.*“ Das stellte schon Hermann Fischer (1908, S. 9) fest. Mundartdichtung war freilich früher immer, heute noch überwiegend Spaß von Intellektuellen für Intellektuelle. Sie hat manche wunderschöne Blüte hervorgebracht, aber sie lebte und lebt in Württemberg ihr Eigenleben ohne Beeinflussung der Mundarten, oft auch ohne Beeinflussung durch die Mundarten. In Südbaden ist sie populärer, seit sie politische Eigenständigkeit gegen Stuttgart dokumentieren sollte. Bayerns Dialektliteratur ist beträchtlich umfangreicher und akzeptierter, das beginnt schon im bayerischen Schwaben, wo Mundartliteratur sogar volkläufig geworden ist. Sonst erfahren die Leute auf dem Land von Mundartdichtung wenig und sie nehmen diese Darbietungen wohl auch zunehmend gelassener hin. Nur wenn sie zu stark mit diesem Medium konfrontiert werden, wenn sie zu vielen falschen Formen begegnen, reagieren sie vielleicht gereizt.

Christian Ludwig Fecht erzählt in seinem Büchlein „Der Fußwanderer“ (1824, S. 104-106), von Herrn Wachter, der mit seinem Sohn Otto vom Breisgau in die Schweiz wanderte:

Herr Wachter warf sich, um besser verstanden zu werden, oft in den Schweizerdialekt. Otto berstete heimlich fast vor Lachen, wenn er diese Karrikatur von Sprache an seinem Vater gewahrte. Wie unvollkommen es gelang, überzeugte sich Herr Wachter, als die Lorzer über seine Mundart sich den Kopf zerbrachen und ihn endlich für einen Tyroler erklärten. Er ließ erst auf dem Bremgartner Wege von diesen unglücklichen Versuchen, den Volksdialekt nachzuahmen, ab, weil ihn ein Zuger Bauer mit einem sehr zornigen Gesichte bedrohte. [...] Fast muß ich mich schämen, noch so wenig gewitzt zu seyn, sprach er zu Otto; was ist einem Volke heiliger, als seine Natur, seine Religion und seine Sprache? wehe dem, und dreimal wehe dem Fremden, der sie anzutasten scheint! sagte mir ja

selbst ein Oberländer über unsern allemannischen Dichter Hebel: wenn er ihn bekäme, er würde ihm Arm und Bein entzwei schlagen, weil er die Volkssprache in seinen allemannischen Gedichten verspottet habe; freilich eine große Mißkennung von Seiten der Bauern, aber doch ein warnender Fingerzeig, nicht die Volkssprache öffnen zu wollen.

Uneingedenk solcher Warnungen wird auf dieser Schiene der Paramundart inzwischen auch die Kirche zur Mundartdomäne. Immer mehr Pfarrer bieten Mundartpredigten und Bibelübersetzungen an, und eine Gruppe evangelischer Geistlicher hat sehr lange an dieser mundartlichen Vater-unserfassung gearbeitet (Löwensteiner Brief 28, 1980, S. 29):

*Liaber Vaddr em Hemml
guck dass de net en Dreck zoga wurschd
lass doch dai Keenigreich afange aafange
dass d' Leit ao deant, wa Du witt.
Gib os, wa mr heit zum Leabe brauchet.
Ond lesch älls aus, wa mr bei dir en dr Kreide hent;
Ao mir wellat andre ihre Schnitzer nemme nochtra.
Stell os net so arg uff d' Prob.
Ond: Halt os ao de Deift vom Leib.
Dir g'hairt älls
Du kascht älls
vo Dir kommt älls
ond uff Di lauft alles no älleweil naus.
Jo sell wär!*

Das gemahnt so schön an das Gespräch der Knechte beim Mist-Umsetzen in Ambros' Watzmann:

1. Knecht: *Gott hört älls!*
2. Knecht: *Gott siacht älls!*
- Groß-Knecht: *Und Gott riacht älls!*

Sonst ist die Bibelmundart meistens zum Davonlaufen. Vielleicht deshalb kam ein pfiffiger Pfaffe in Bamberg auf die Idee, einen Mundartgottesdienst mit Häftlingen in der St. Elisabeth-Kirche des Untersuchungsgefängnisses vorzunehmen. Dort ist jeder Fluchtweg abgeschnitten. Auch der katholischen Kirche steht inzwischen die „Mundart-Verkündigung“ so nahe, daß der Passauer Bischof dem Pfarrer von Unterschmieding den Ortswechsel nahelegte wegen unüberbrückbarer Gegensätze zwischen seinen Gläubigen und ihm. Der hatte nämlich eine Waldlirmesse mit der Begründung verboten „So spricht man nicht mit Gott!“. Auch der Andachtsjodler während der Wandlung hatte ihm mißfallen. Und das, ob-

wohl Gott doch die Glaubensfestigkeit gefallen mußte, wenn es dort heißt: „Fest wia a oachana Baom steht mei Glaom!“.

Ich rede ... vielen nicht nach dem Herzen; aber das kann mich nicht kümmern. Wir freuen uns mit Recht heimatlicher Eigentümlichkeit, wir freuen uns unserer Mundart als einer ehrwürdigen Volkssprache, aus der auch die Wissenschaft viel lernen kann und welche im Munde derjenigen, die sie vollkommen beherrschen und zu deren Bildungsstufe ihr Gebrauch paßt, eine eminente drastische Kraft haben kann. Aber es ist falsche, sentimentale Heimatliebe, es beruht auf Verkennung des Unterschieds der Gattungen, auf Überschätzung der Ausdrucksfähigkeit des Dialekts und auf Unterschätzung der großen Kulturnacht einer Schriftsprache, wenn man der Anwendung des Dialekts auch da das Wort redet, wo sein Gefäß zu eng für den Inhalt ist, der hineingegossen werden soll.
(Fischer 1891, S. 245.)

Nur einmal ging verschriftete Mundart von Mundartsprechern aus: In der „Regio“ im Dreieck von Elsaß, Schweiz und Baden wurde die alemannische Mundart als Waffe im Kampf gegen die Kernkraftwerke genutzt. Das war das alemannische „Wir sind das Volk!“, das die Protestierenden besonders eng zusammenschloß und desto stärkere Wirkung gegen außen und oben hatte.

Wie steht es nun aber mit den mundartlichen Varietäten in der Alltagssprache? Im öffentlichen Leben Stuttgarts gilt der Gebrauch der Mundarten nicht als fein, das „(honoratioren)schwäbische Trauma“, das nach Rahn (1962) darin besteht, daß der Großstädter keine Bauernmundart mehr sprechen kann und will, andererseits die Standardsprache nur schwer erreicht, läßt in der Landeshauptstadt nur eine gebrochene Freude an der Mundart aufkommen. Sentimentalische Freude am Heimatlichen bietet dafür die Paramundart ebenso wie der Bollenhut der Kirnbacher Tracht, welcher Wahrzeichen der baden-württembergischen Fleischerinnung ist oder auch Begleiterinnen von Handelsdelegationen nach China behütet. Aber eine Dame von Welt würde ihn in Stuttgart nicht aufsetzen. Das ist in München anders. Tracht und Stadtmundart sind vom Sentimentalischen schon wieder in eine zweite Naivität zurückgewandelt. Tracht heißt „Landhausmode“, und auch wer selbst zufällig kein Landhaus hat, kann am großstädtischen Lebensgefühl teilhaben durch den Countrylook. Dazu paßt auch das Einverständnis mit der dort viel stärker als sonst in Süddeutschland produzierten und perzipierten Mundartdichtung.

In den kleineren Städten und auf den Dörfern Süddeutschlands – und dort wohnen die meisten Einwohner – werden von den Einheimischen

aber Mundarten gesprochen, die sich von Region zu Region drastisch, oft aber auch noch von Dorf zu Dorf merklich unterscheiden. Man muß allerdings auf die Dörfer gehen, um das zu hören!

Für das erwartete Ableben der Mundarten gab es immer Gründe. Firmenich nannte die ältesten: Schule, Kanzel, Militärdienst. In der folgenden Generation war es vor allem die Eisenbahn, welche Menschen und Mundarten mischte, danach taten Flüchtlinge, Radio und Fernsehen das ihre. Dabei hat man einige wesentliche Bedingungen des Sprachwandels übersehen: 1. Jeder Sprachwandel setzt nach Mitzka (1928, S. 64f.) „Mehrwertgeltung“ der Fremdform oder ihrer Sprecher voraus. Die Standardsprache hat aber auf dem Dorf kein höheres Prestige, und den Flüchtlingen der Nachkriegszeit fehlte das vollends: keine einzige ihrer sprachlichen Formen wurde irgendwo angenommen. 2. Sprachwandel setzt Sprechen voraus, nicht nur Hören: Die Medien der einseitigen Kommunikation unterstützen das Verständnis für die Standardsprache, aber sie verändern nicht die Mundarten. 3. Immer mehr Menschen werden durch immer häufigere Kontakte außerhalb ihres engsten Lebensbereichs immer fähiger, sich neben ihrer Mundart auch anderer Sprachregister bedienen zu können. Aber sie mischen die Register nicht.

Wie in den vergangenen Jahrhunderten gehen auch heute Veränderungen in den süddeutschen Mundarten vor sich. Besonders stark ist der lexikalische Wandel: Mit der radikalen Veränderung der Arbeitswelt gehen die Wörter für Dinge und Vorgänge ab, die es nicht mehr gibt: Wem der Dreschflegel nur noch die Bungalowwand schmückt, muß nicht mehr wissen, wozu er gebraucht wurde und wie er hieß. Für neue Arbeitsvorgänge bildet die Mundart oft neue Begriffe: „maschinen“ oder „maschineren“ für das Dreschen mit der Dreschmaschine, „Sonntagsgang“ für den Leerlauf des Motors, „Bulldog“ (Firmenname) für den Traktor; analog zur „Moste“ (= Mosterei, Presse) wird die „Molke“ (= Molkerei), später die „Milche“ (= Milchsammelstelle) oder die „G'friere“ (= Gemeinschaftstiefkühlanlage) gebildet. Oft übernimmt die Mundart mit den Dingen auch neue Termini aus der Umgangs- oder Standardsprache: beim schwäbischen „Bómböle“ (Bonbon) ist weder Sache noch Wort genuin schwäbisch, vielmehr über die Oberschicht und ihre Sprache aus Frankreich entlehnt. Überhaupt fand auf dem Feld der Lexik wohl eh und je die größte gegenseitige Beeinflussung der Sprachregister statt, und auch am ehesten Beeinflussung durch weit abgelegene Mundarten: Das wienerische „eh“ (= sowieso) ist über die südwestdeutsche Presse in die gesprochene Sprache gedrungen und inzwischen etabliert. Dafür hat das schwäbische „halt“ (= eben, einmal) in norddeutscher Alltagssprache Eingang gefunden. Davon zu unterscheiden und für Sprachwandel-

beschreibungen nicht heranzuziehen ist eine bestimmte Sorte lexikalischer Belege: Modewörter der Werbung, die außer Verkäufern niemand spricht und die Exoten etwa der Speisekarten, die durch ihre Nennung die ganze Welt ins Gasthaus bringen: Faschiertes, Fisolen und Fredatensuppe kennt der alemannische Vorarlberger nicht, aber die Speisekarten dieses österreichischen Bundeslandes zeigen, daß man so nahe an Deutschland schon fast ganz in Wien ist und der Wiener Küche und Sprache teilhaftig werden kann.

Grußformeln zeigen kontrastierende Tendenzen: „Ade“, „Bfiadi“ (B'hüt di'), „Grüß di'' und „Servus“ werden im Augenblick in Süddeutschland verstärkt benutzt als Signale der Zusammengehörigkeit; andererseits hat das „Tschüs“ dem „Tschau“ eben den Exotikrang abgelaufen. Dabei sind Grußmoden oft außerordentlich kurzlebig. Es wäre interessant festzustellen, wie oft schon „Tschau“ den ersten Rang der Abschiedsgrüße innehatte. Jedenfalls belegt Wunderlich schon 1894 (S. 58), daß sich „in neuerer Zeit“ (zum ersten Mal?) eine Grußformel aus der bayerischen Imperativ-Form „Schau!“ entwickelt habe, nämlich „T'schau T'schau“.

Das weite Feld der Syntax bleibt bei der Beschreibung von Varietäten der gesprochenen Sprache meistens unberücksichtigt. Das liegt daran, daß es bisher kaum systematische Darstellungen der mundartlichen Verschiedenheiten in diesem Bereich gab, und auch daran, daß die oft gravierenden Unterschiede eher großräumigen Charakter haben und außer durch die geographische auch durch soziale und situative Bedingtheit geprägt sind. Die einschlägigen Untersuchungen der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“, die unter anderem in der Reihe *Idiomatologica* niedergelegt sind, zeigen ein weites Spektrum von Sprachvarietäten; freilich können nur in seltenen Fällen Entwicklungen konstatiert werden (so etwa bei Gersbach 1982), da in der Regel historische Bezugspunkte fehlen.

Die süddeutsche Dialektologie hat sich von ihrem Anfang an um alle möglichen Veranlassungen für Sprachvariation gekümmert. Im Vordergrund standen natürlich die geographischen Bedingungen. Die Gründe für die alten Dialektgrenzen sind inzwischen genügend diskutiert: Naturhindernisse, Besiedlungsgrenzen, Territorialgrenzen, Verkehrsschranken. Die Mundarten haben sich danach gerichtet; heute gehen Entwicklungen aber über solche Grenzen oft hinweg, ja der Mundartwandel bedarf ihrer geradezu, denn praktisch nur an ihnen spielen sich Sprachveränderungen ab, allerdings in sehr unterschiedlicher Weise und Eile: Die neuhochdeutsche Diphthongierung, welche das „Alemannische“ konstituiert, kommt auf dem Schwarzwaldkamm seit Jahrhunderten keinen Schritt weiter; in der Rottweiler Gegend wandert die Diphthongierungsgrenze in Jahrzehn-

ten Dorf für Dorf nach Süden; im Friedrichshafener Raum ergreift sie in wenigen Jahren ganze Landstriche, entsprechend dem unterschiedlichen Prestige des Schwäbischen.

Das Münchener Mittelbairische dringt teil- und stellenweise nach Norden vor und mit ihm standardnähere Formen: der *Esel* vertreibt den *Jasl*, der *Ofa* (Ofen) wird an die Stelle des *Uafm* gesetzt. Es sind aber nicht eigentlich die umgangssprachlichen oder standardsprachlichen Formen, die im Norden übernommen werden, sondern primär eben die benachbarten mittelbairischen, von Münchens Prestige gestützten. Das zeigt sich daran, daß eben auch standardfremde Formen, etwa solche der l-Vokalisierung, übernommen werden: das standardsprachliche nordbairische *Holz* weicht dem *Hoiz*, und *Soifa* (Seife) und *Schnäi* (Schnee) weichen *Soafa* und *Schnäa*, die gewiß nicht standardnäher sind.

Das Stuttgarter Mittelschwäbische dringt teil- und stellenweise nach Norden vor und mit ihm fast nur standardfremde Formen: *Hous* statt *Haos* (Haus), *Schui*er statt *Schäi*er (Scheuer), *broit* statt *brail* (breit). Umgekehrt ist das fränkische *secht* (sagt) entgegen der Standardsprache und entgegen allem Prestige schon zu Beginn unseres Jahrhunderts zur Form der Stuttgarter Stadtsprache geworden und es geblieben.

Die Anlässe für Laut- oder Formenwandel sind oft schwer zu erkennen, die Vorgänge selbst sind unterschiedlich: 1. Übernahme der Nachbarform – 2. Formenwucher – 3. Ausweichen auf eine Fremdform.

1. Gerade im Bodenseealemannischen lassen sich die Typen der Lautveränderung in den einzelnen Orten sehr gut in kurzer Zeit beobachten: In einem Wort Lautersatz von *Wi'* zu *Wei'* (Wein), dagegen Lautwandel von *Zit* zu *Zeit* oder *Hus* zu *Haus* entweder in mikroskopisch kleinen Schritten, einmal näher beim Monophthong, einmal näher beim Diphthong, oder im abwechselnden Gebrauch von Ausgangs- und Zielform. Beide Vorgänge kommen allein, häufiger aber kombiniert vor.

2. An der Grenze des alten Herzogtums Württemberg im Verlauf der fränkisch-alemannischen Sprachgrenze liegt Kürnach, ehemals hessisch-württembergisches Kondominat. Dort hat die Ortsmundart für fast alle Laute eine ganze Reihe von Varianten, bis zu sieben Stück, die abwechselnd gebraucht werden.

3. Zwischen der alemannischen Aussprache *bru'* und dem schwäbischen *brao'* (braun) schiebt sich ein Gebiet der Standardform *braun*; im badi-schen Teil des Murgtals heißt der dort gebaute Mittelklassewagen *Benz* (denn Benz war Badener), im württembergischen Teil *Daimler* (denn

Daimler war Württemberger); im hin- und hergerissenen Grenzweiler Kirschbaumwasen heißt er *Mercedes*.

Oft fungiert das offene lange e als Zwischenform, etwa zwischen südbairischem *bāas* und *Schnāa* (böse, Schnee) und nordbairischem *bāis* und *Schnāi* als mittelbairisches *bāās* und *Schnāā*. Zwischen fränkischem *Eisel* und schwäbischem *Esel* erscheint der *Äsel*, zwischen *Schtrempf* und *Schtrimpf* (Strümpfe) heißt es *Schträmpf*. Überhaupt halten es die Dialektsprecher nicht so genau wie die Dialektologen mit den Lautgesetzen: Über Jahrhunderte halten sich in einzelnen Ortsmundarten die Gegenformen von kurzem und langem Vokal in *schadda* (schaden) versus *Fada* (Faden), *Wagga* (Wagen) versus *saga* (sagen), *guut* und *Bluut* (gut, Blut) versus *Hutt* (Hut). Im ganzen nördlichen Elsaß hält sich fest der Gegensatz *Hüss* gegen *Müüs* (Haus, Maus).

In jüngster Zeit zeigen sich verstärkt neue Anlässe für Lautwandel, besonders an der „fränkisch-alemannischen Sprachgrenze“: Waren es bisher *physische* Barrieren, welche den Verkehr hemmten und Sprachberührungen verhinderten oder verminderten (Gebirge und Sümpfe; Besiedlungsgrenzen; kirchliche und territoriale Abgrenzungen) so erscheinen heute verstärkt *psychische* Grenzen, Bewußtseinsgrenzen, Grenzen des Wir-Gefühls, Identifikationsgrenzen. Das ausgeprägteste Beispiel dafür ist die alte badisch-württembergische Landesgrenze zwischen Rhein und Neckar. Sie war erhalten geblieben als Regierungsbezirksgrenze, die Kreisgrenzen richteten sich nach ihr und natürlich die Gemeindegrenzen. Die Verwaltungsreform hat diese politische Grenze aufgehoben, vollständig aufgehoben, sogar heutige Gemeindegrenzen laufen darüber hinweg. Diese Grenze war nie eine ausgeprägte Sprachgrenze. Aber seit es sie als politische Grenze nicht mehr gibt, wird sie zur Sprachgrenze: Die alte, bis vor dreißig Jahren gültige b/w-Grenze *bleiba/bleiwa* (bleiben) stimmte ziemlich genau mit der Bistumsgrenze Konstanz-Speyer überein. Inzwischen verschiebt sie sich aber – wie viele andere Lautgrenzen in diesem Raum von Norden oder von Süden – auf die alte badisch-württembergische Grenze hin. Eigenartig an dieser Erscheinung ist, daß hier eine politische Grenze erst nach ihrem Erlöschen, daß also erst eine tote Grenze diesen Sog auslöst. Denn erst jetzt ist sie für das Bewußtsein der Sprachbenutzer richtig wichtig geworden: Gerade weil viele Formen als typisch fränkisch oder typisch schwäbisch (und das heißt dort soviel wie typisch badisch und typisch württembergisch) gelten, werden sie von beiden Seiten zu dieser Grenze zurückgedrängt. Nicht nur bewirkt positives Prestige Übernahme von Sprachformen, ebenso bewirkt negatives Prestige deren Ablehnung. Der Grund sitzt tief: Wieviel den Bürgern durch die Verwaltungsreformen an örtlicher und regionaler Identität genom-

men wurde – davon wissen Reformer zu wenig. „Heimat“ hatte früher viele „Handhaben“: die Dörfer hatten ein anderes Gesicht je nach ihrer Landschaft, der Hausbau war unterschiedlich, ebenso die Landwirtschaft; Nahrung, Kleidung, Sitte und Brauch unterschieden sich. Alle diese Differenzen sind heute fast aufgehoben. Nur der gemeinsame Besitz der gleichen Sprache wirkt noch als Heimatkriterium. Das gilt für die Ortsmundarten ebenso wie für Regionalsprachen. Mundart ist die Sprache der Nähe, der Vertrautheit, sie gibt Sicherheit und Geborgenheit. Sie ist zugleich das einfachste Mittel zur Identifikation wie zur Abgrenzung: Sie prägt und trägt das Wir-Bewußtsein: fast nur noch durch die Mundart sind wir andere als die anderen. Das läßt eine stetige Zunahme der psychischen Sprachgrenzen erwarten, aber ebenso den Erhalt der Mundarten in Süddeutschland.

Literatur

- Ambros, W./Prokopetz, J./Tauchen, M.O. (1974): Der Watzmann ruft. Ein Rustikal in 8 Hörbildern. Schallplatte. Wien.
- Engel, Ulrich (1962): Sprachkreise, Sprachschichten, Stilbereiche. In: Muttersprache, S. 298-307.
- Fecht, Christian Ludwig (1824): Der Fußwanderer, oder: wie man reisen soll; in einer Fußwanderung aus dem Breisgau bis Zug veranschaulicht. Heidelberg.
- Fischer, Hermann (1891): Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens, 1. Reihe. Tübingen.
- Fischer, Hermann (1908): Einige Winke für Forschungen über schwäbische Mundarten. In: Korrespondenzblatt für die Höheren Schulen Württembergs, S. 81-98.
- Gersbach, Bernhard (1982): Die Vergangenheitstempora in oberdeutscher gesprochener Sprache. Formen, Vorkommen und Funktionen, untersucht an Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Bayrisch-Schwaben und Vorarlberg. Tübingen. (= *Idiomatica* Bd. 9.).
- Mitzka, Walther (1928): Sprachausgleich in den deutschen Mundarten bei Danzig. Königsberg.
- Rahn, Fritz (1962): Der schwäbische Mensch und seine Mundart. Beiträge zum schwäbischen Problem. Stuttgart.
- Ruoff, Arno (1973): Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache. Einführung in die Reihe „*Idiomatica*“ mit einem Katalog der ausgewerteten Tonbandaufnahmen. Tübingen. (= *Idiomatica* Bd. 1.)
- Ruoff, Arno (Hg.) (1992): Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze. Statik und Dynamik eines Übergangsgebiets, untersucht und dargestellt in einem Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen. Tübingen. (= *Idiomatica* Bd. 17/I u. II.)

Wunderlich, Hermann (1894): *Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung*. Weimar und Berlin.

Zehetner, Ludwig (1985): *Das bairische Dialektbuch*. Unter Mitarbeit von Ludwig M. Eichinger, Reinhard Rascher, Anthony Rowley und Christopher J. Wickham. München.